Abonnementspreis
[illegible] der wöchentlich zweimal [illegible] [illegible] Unterhaltungs-Beilage [illegible] der Arbeit einschl. Bringer- [illegible] 90 Pf., bei Selbstabholung in [illegible] Ausgabestellen 80 Pf. pro [illegible] Durch die Post bezogen [illegible] Postzeitungsliste 6682) pro Viertel- [illegible] M. 2,75. Unter Kreuzband für [illegible] Deutschland und Oesterreich-Ungarn [illegible] M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
[illegible] Wochentags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt 1, Nr. 1769.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaliger Wiederholung [illegible] Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens halb 10 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geschäftszeit von morgens 8 bis abends halb 8 Uhr.
Telephon: Amt 1 Nr. 1769.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.

Nr. 284. | Dresden, Dienstag den 9. Dezember 1902. | 13. Jahrg.

Die Breslauer Kaiserrede

hat natürlich eine Flut von Kommentaren in der Presse hervorgerufen. Die gesamte Ordnungspresse feiert die Rede als politische That ersten Ranges — die freisinnige Presse, soweit sie in Eugen Richters Fußstapfen wandelt, läßt ihr, wenn sie nicht gar in den Chorus der Reaktionäre einstimmt, mindestens wohlwollende Neutralität angedeihen. Aber das Jubelgeschrei der kapitalistischen Preßsöldlinge klingt doch, trotz ihres gewaltigen Stimmaufwands, etwas matt. Durch all die begeisterten Phrasen klingt ein Unterton der Resignation — das müde: „Es nützt ja doch nichts!" So oft schon hat die Ordnungspresse gehobenen Herzens registriert, daß Wilhelm II. die Sozialdemokratie durch eine Rede vernichtet hat und hinterher hat sie jedesmal melancholisch registrieren müssen, daß die roten Umstürzler doch lustig weiter gedeihen.

Und daß es jetzt anders gehen sollte, jetzt, wo die Arbeiterschaft, soweit sie politisch fühlt und denkt, in heißer Empörung kocht über jenes unerhörte Attentat auf ihre Lebenshaltung, das man Zolltarif nennt, und da diese Empörung zur Weißglühhitze gesteigert wird durch die brutalen Mittel der Brotwuchermehrheit, mit denen sie, Ordnung und Recht zerstampfend, das Hungerjoch dem deutschen Volke aufzuzwingen sucht, das glauben selbst die besten Monarchisten nicht. Natürlich versuchen sie ihr Wassersüppchen am Feuer der kaiserlichen Rede zu kochen — versuchen das doch sogar die freisinnigen Volksparteiler zu Breslau —, aber sie rechnen im innersten Herzen nicht darauf, daß ein schmackhaftes Gericht herauskommen wird. Den waschechtesten Reaktionären gefällt zudem an der Rede nicht, daß sie sich nicht direkt für ihre Forderung auf Wahlrechtsraub ausbeuten läßt. Die [illegible] Stimmung des Kaisers gegen die Sozialdemokratie ließe sich vielleicht zu einem Ausnahmegesetze gegen die Arbeiterpartei ausnützen — aber solch ein Gesetz, so wünschenswert es den Scharfmachern erscheint, giebt ihnen doch nicht alles, was sie brauchen. „Die Sozialdemokratie muß aus dem Reichstag hinaus!" Das ist ihr heißester Wunsch. Und sie wissen sehr wohl, daß sie die Sozialdemokratie im Parlament nicht los werden, solange die Arbeiter noch das Wahlrecht haben, mag auch die Folter eines Ausnahmegesetzes noch so rücksichtslos über die Partei der Ausgebeuteten verhängt werden. Eine Wahlrechtsverschlechterung aber steht offenbar zur Zeit nicht auf des Kaisers Programm — sonst hätte seine Aufforderung an die Breslauer Arbeiter, Leute aus ihrer Mitte in den Reichstag zu senden, keinen Sinn!

So kommt wegen mancherlei verschiedener Bedenken keine echte Befriedigung über die neueste Kaiserrede auf und das spiegelt sich in den Preßkommentaren, die überdies jetzt schon kaum noch fortgesetzt werden, wieder. Wir geben von diesen Aeußerungen hier einige der bemerkenswertesten.

Sehr resigniert schrieb die Kreuzzeitung:

Die schönen und väterlichen Worte, die Se. Majestät der Kaiser am Freitag an die Abordnung Breslauer Arbeiter gerichtet hat, werden bei allen guten Deutschen freudigen Wiederhall finden. Es wirkt wahrhaft erfrischend, daß der Monarch die Umsturzpartei so treffend gekennzeichnet hat und zwar gerade vor Unterthanen desjenigen Standes, dessen Interessen sie in erster Linie wahrzunehmen vorgiebt. [illegible] Freude empfinden wir auch über die Pietät, mit welcher der Kaiser der Verdienste seines verblichenen Großvaters um die deutsche Arbeiterschaft gedacht hat. Wir sind zwar nicht Optimisten genug, anzunehmen, daß die guten Folgen seiner Worte sich unter denjenigen Arbeitern, die bisher der Fahne der Sozialdemokratie gefolgt sind, sofort zeigen werden. Aber wir geben die Hoffnung nicht auf, daß doch einmal die Zeit kommt, in der die gesamte deutsche Arbeiterschaft im Sinne der kaiserlichen Worte denkt und handelt.

Die Deutsche Tageszeitung benutzte die gute Gelegenheit, die etwas schadhaft gewordene Königstreue der Agrarier zu neuem Glanze aufzubügeln und den Hungertarif zu empfehlen, und sie erklärte:

Die Worte des Kaisers sind tiefernst und von ungewöhnlicher Schärfe. Der Sozialdemokratie ist ein Spiegelbild vorgehalten worden, das ihre Züge scharf wiedergiebt. Was Se. Majestät den Kaiser gerade jetzt veranlaßt hat, so zu reden, liegt auf der Hand. Durch die schmutzigen Verleumdungen des Vorwärts und durch die von der Sozialdemokratie inszenierten Pöbeleien im Reichstage sind auch diejenigen anderen Sinnes geworden, welche bisher oder doch zu Zeiten meinten, sie sei eine „vorübergehende Erscheinung", die sich „austoben" müsse. Man hat wohl inzwischen die Gefahr gemerkt, daß bei diesem „Austoben" allzuviel „umgetobt" werden könnte. Daß die Arbeiterschaft durch sich und in sich die Sozialdemokratie überwinden werde, ist eine schöne, aber leider trügerische Hoffnung. Das Gift ist zu tief eingedrungen, nicht ohne die Schuld derer, die berufen waren, dem Eindringen zu wehren — insbesondere auch der Regierung. Es ganz aus der Arbeiterschaft zu entfernen, wird unmöglich sein; seiner Verbreitung wirksam zu wehren, ist jetzt ungemein schwer. Wer der Sozialdemokratie das Wasser abgraben will, der sorge für die Erhaltung des Mittelstands, des Handwerks, des Bauerntums, der hemme die Proletarisierung der Massen! Hic Rhodus! hic salta! Es giebt keinen anderen Damm gegen die sozialdemokratische Ueberflutung, als den Mittelstand, insbesondere das Bauerntum! Wird der Mittelstand zerrieben, dann ist der Sieg der Sozialdemokratie sicher.

Die Post rühmt der Rede „mächtige, zu Herzen dringende Beredsamkeit, ein ethisches Pathos ohnegleichen" nach und erörtert die vom Kaiser aufgeworfene Frage einer besonderen Arbeitervertretung im Reichstage:

„Der Kaiser hat einen neuen politischen Begriff aufgestellt, den des Arbeitervertreters. Schon die heutigen bürgerlichen Parteien, die mit so viel Liebe und aufopfernder Selbstverleugnung (!) an dem großen Werke unserer sozialen Gesetzgebung mitgearbeitet haben, ohne irgend welchen Dank und Lohn aus denjenigen Kreisen, denen die Wohlthaten dieser Gesetzgebung hauptsächlich zugute kommen sollten, zu ernten, dürfen sich mit Fug und Recht als Vertreter der Arbeiterinteressen (!) betrachten. Selbstverständlich aber ist es, daß doch jeder Stand am liebsten sich von seinesgleichen vertreten läßt und daß er sich durch die Teilnahme seiner Angehörigen an den parlamentarischen Geschäften geehrt sieht. So wäre es denn nur mit Freude zu begrüßen, wenn die besonnenen Arbeiter sich zu einer Arbeiterpartei abseits der Sozialdemokratie zusammenthäten und sich einer Organisation, die bei aller Vertretung der speziellen Arbeiterinteressen auf dem Boden der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung steht, anschließen wollten. Die schamlose Haltung der Sozialdemokratie wird dazu beitragen, daß der Gedanke in dieser oder jener Form seine Verwirklichung findet."

Das Scharfmacherblatt hofft, „daß endlich den Arbeitern die Augen aufgehen, so daß sie schaudernd den Abgrund erkennen, vor den sie von gewissenlosen Hetzern geführt worden sind".

Die Germania erblickt in der Ansprache des Kaisers eine eindringliche Warnung des Arbeiters vor der Sozialdemokratie und zugleich eine sehr scharfe, aber nicht ungerechtfertigte Kritik derselben.

Die antisemitische Staatsbürger-Zeitung schreibt: „Der scharfe Riß, den der Kaiser jetzt zwischen den sozialdemokratischen Volksvertretern und den ehrlichen deutschen Arbeitern zieht, ist zurückzuführen auf die jüngsten Vorgänge, die wir nicht näher zu erörtern brauchen. Der Kaiser darf sicher sein, daß das deutsche Volk ihm auf diesem Wege freudig und begeistert folgen wird."

Prächtig bewährt sich wieder die sogenannte unparteiische Presse. Die diversen Scherlblätter schrieben:

„Die Ansprache des Kaisers an die Breslauer Arbeiter, welche ihm für seine Kundgebung am Grabe des so schwer verleumdeten Großindustriellen Friedrich Alfred Krupp dankten, darf die Bedeutung eines geschichtlichen Aktes für sich beanspruchen. An sich ist es schon beachtenswert, daß eine große Anzahl schlesischer Arbeiter sich vor ihrem Kaiser zu einem Protest gegen die bedauerlichen Angriffe einte, welche von dem führenden Organ der Sozialdemokratie aus parteitaktischen Gründen gegen den bekanntesten Vertreter der deutschen Industrie gerichtet worden waren, um in ihm die gesamte kapitalistische Rechtsordnung zu treffen. Es liegt hier ein erster Schritt der Arbeiterschaft vor, sich dem Partei-Terrorismus zu entziehen, ein Versuch, der unwillkürlich auch auf andere Arbeiterkreise anregend einwirken muß und deshalb große Folgen für unser inneres Staatsleben nach sich ziehen kann. Und hierzu hat Kaiser Wilhelm unmittelbar den Anlaß gegeben, da sein ritterliches Eintreten für den verdächtigten Freund den nachhaltigsten Eindruck auf weite Kreise gemacht hat." Am Schlusse seines Artikels fährt das genannte Blatt fort: „Kaiser Wilhelm hat sich hier wieder in der ganzen Originalität seines Wesens gegeben, welches die Mitwelt in allen Zonen fesselt. Es wäre dringend zu wünschen, daß seine Worte in der deutschen Arbeiterschaft ein lautes Echo fänden und diese zu einer unbefangenen Prüfung ihrer eigenen Lage veranlaßten."

Sehr bedenklich war die Tägl. Rundschau, die da schrieb:

Auch durch die kaiserliche Rede wallt starke Leidenschaft. Vielleicht zu starke. Und darum, fürchten wir, wird sie den ernsten, nachhaltigen Eindruck, den die Essener Ansprache allenthalben weckte, nicht gerade verstärken helfen.

Sehr nüchtern bemerkte die Berliner Volkszeitung:

Der Wunsch des Kaisers, einen nicht-sozialdemokratischen Arbeiter als Vertreter Breslaus im Reichstage zu sehen, wird — abgesehen von der Frage, ob einem solchen Kandidaten nicht der sozialdemokratische Gegenkandidat in dem einen und dem anderen Breslauer Wahlkreise das Mandat mit Erfolg streitig macht — auf starke Schwierigkeiten stoßen. Ein Arbeiter, der als Abgeordneter in Berlin seiner Arbeitsstelle in Breslau monatelang fernbleiben muß, kann während dieser Zeit nichts verdienen; Diäten werden den Reichstagsabgeordneten nicht gezahlt. Schon aus diesem Grunde wird der Wunsch des Kaisers kaum auf Erfüllung zu rechnen haben.

Indessen ist diese Frage von minderem Belang gegenüber der anderen Frage: ob überhaupt nach Lage der Parteiverhältnisse noch jemals in Breslau ein nicht-sozialdemokratischer Abgeordneter gewählt werden wird. Die Antwort auf diese Frage wird im kommenden Sommer gegeben werden.

Allerdings, und wir wissen, wie diese Antwort ausfallen wird!

In der Dresdner Presse ist es merkwürdig still. Als Kuriosum ist die Aeußerung der Deutschen Wacht zu erwähnen, die natürlich auch diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen durfte, ohne sich ein wenig zu blamieren. Nach den üblichen Beschimpfungen der Sozialdemokratie und nachdem sie die kleine Lüge angebracht hatte, daß die Sozialdemokratie die Arbeiterversicherung nicht gewollt habe — unsere Partei forderte bekanntlich eine bessere! — nach dieser schönen Leistung schreibt das Antisemitenblatt:

„Zum Schluß fordert der Kaiser die Arbeiter auf, einfache schlichte

---

[Nachdruck verboten.] [5. Fortsetzung.]

Nellys Millionen.

Ein fröhlicher Roman

von

Wilhelm Hegeler.

Tante Ida aber neigte liebreich und leutselig, geschmeichelt von dieser Huldigung, ihr Haupt. Dann seufzte sie und fuhr in ihrem gewöhnlichen Jammerton fort:

„Sie können sich nun denken, Herr Pastor, daß ich vor einer schweren Aufgabe stehe. Ich habe des Kindes Zukunft zu leiten. Ich habe dafür zu sorgen, daß all die verschwenderischen Neigungen von den Eltern her bis auf den Rest unterdrückt werden, damit dies schöne Geld nicht in unrechte Hände gerät."

Der Pfarrer durchmaß mit großen Schritten sein Zimmer.

„Eine Million!!" brummte er. „Daß Du die Nase im Gesicht behältst!"

Dann blickte er seine Frau an, die ganz verstört dasaß. Eine tiefe Bitterkeit war über sie gekommen. Sie dachte, wie sie gespart und gespart hatte an Nelly, damit das, was sie an ihre Pflegetochter wandte, nicht allzusehr die magere Pension überstieg. Und sie dachte an die Abrechnungen, an dies Kargen um jeden Pfennig, dies heimliche Bemängeln jeder Ausgabe, die nicht gerade das tägliche Brot betraf. Wie manchen Posten hatte sie nicht aufgeschrieben und dadurch ihre eigenen Kinder benachteiligt — und das alles um dies Kind, das eine Million besaß!

„Nicht wahr, Herr Pastor," begann die alte Jungfer von neuem, „Sie teilen doch auch meine Ansicht! Man muß das Kind daraufhin erziehen, daß Sparsamkeit und Bescheidenheit seine schönste Tugend wird. Und ich denke, es ist besser, wenn man Nelly nichts von ihrem Vermögen sagt, sondern sie in einfachen Verhältnissen weiter erzieht, damit sie ein gerechter Haushalter des ihr anvertrauten Gutes wird, wie der Herr spricht."

„Nun," antwortete der Pastor, „Bescheidenheit und Sparsamkeit sind schöne Tugenden. Aber man kann sie auch zu weit treiben. Und bei so vielem Gelde scheinen sie mir, wenigstens in diesem Sinne, durchaus nicht angebracht."

„Ja ... aber ..."

„Und dann ... natürlich muß man der Kleinen ihr Glück mitteilen. Sie beschwert sich ohnehin viel zu sehr das liebe Herz mit dieser Kochschule. Fort damit!"

Aber Herr Pastor! Verehrter Herr Pastor! Ein Glück? Ein solches zweifelhaftes Glück! Ach, ich habe es an mir selbst erfahren, daß man nur Sorge von dem Gelde hat. Das heißt, meine Verhältnisse waren ja immer sehr bescheiden. Aber wie können Sie nur soviel Wert legen auf Schätze, die Motten und Rost fressen?"

Der Pfarrer hatte, wie er es auf der Kanzel, wenn er erregt wurde, zu thun pflegte, ein Buch ergriffen und klopfte damit beim Sprechen leise auf den Tisch. Und indem er mit seinen hellen blitzenden Augen der alten Jungfer bis ins Innerste ihrer dumpfen Seele hineinleuchtete, sagte er:

„Auf die harten Thaler lege ich keinen Wert. Ich am allerwenigsten. Aber auf all das Schöne und Edle, das einem dadurch zugänglich ist. Wir haben das Kind unserem Stand und unseren Verhältnissen entsprechend erzogen. Aber nun, wo seine Zukunft eine andere ist, müßte es auch anders erzogen werden, meiner unmaßgeblichen Meinung nach. Noblesse oblige! sagt man, und das heißt heutzutage: Reichtum verpflichtet! Das Kind ist über Tausende, Hunderttausende erhoben, da müßte nun auch sein Gesichtskreis größer werden. Die schlummernden Gaben muß man wecken. Aber können wir das hier auf dem Dorfe? Kann das in der Kochschule geschehen? Ihr stehen alle höchsten Genüsse der Welt offen, und sie muß fähig gemacht werden, sie zu fordern und anderen davon mitzuteilen. Dann erst wird das Geld bei ihr Leben bekommen und wird nicht sein gleich jenen Schätzen, die Motten und Rost fressen."

„O, Herr Pastor," stammelte Tante Ida ganz betrübt, „solche Ansichten hätte ich bei Ihnen nicht erwartet!"

Wie vernichtet sank sie zurück und starrte ins Leere. Vor ihren Augen tauchte ein Goldhaufen auf, den eine fremde Hand zerschnitt, und die harten Thaler flogen umher wie eitel Spreu.

Der alte Mann hatte sich in Eifer geredet. Wie ein echter Prediger hatte er über diesem eigenartigen Problem die Menschen vor ihm und ihre armseligen Zwecke vergessen. Nun setzte er sich und fuhr in herzlichem Tone fort:

„Sehen Sie, mein liebes Fräulein, damals, als ich in Berlin war, es sind schon viele Jahre her, da hätte ich mich gern den großen humanitären Bestrebungen, dem freien Studium der Wissenschaft hingegeben und durch ein tieferes Verständnis der Kunst den ganzen Menschen veredelt. Aber für mich hieß es: Unser täglich Brot gieb uns heute! Ich mußte verzichten. Mich nahm das stille weltverlorene Dorf hier auf.

„Nun, Gottlob, ich hoffe, daß ich nicht ganz verbauert, kein ganz roher Banause geworden bin. Aber wieviel mir verloren ging, wie arm ich war, und wie reich die Welt, die ich verließ, das habe ich damals tief und schmerzlich empfunden. Später hat mich das Leben und mein Beruf mit manchem reichen Gutsherrn zusammengeführt, der nur zu prassen verstand, weil ihm zu etwas Feinerem der Sinn fehlte, mit mancher reichen Frau, die nichts konnte, als sich putzen, mit manchem reichen Geizhals, der auf seinen Geldsäcken saß, weil man ihn zu lehren vergessen hatte, daß das Geld nicht Selbstzweck, sondern ein Mittel zu höheren Zwecken ist. Und ich kann Ihnen sagen: ärmer, als der, dem der Welt reicher Wundergarten verschlossen ist, weil er, wenn ich so sagen darf, das Entree nicht zahlen kann, ist jener Mensch, der mit den Mitteln ausgerüstet, sie nicht braucht. Der reiche Arme ist der noch viel Aermere. Aber er ist zugleich der schlimmste Taugenichts der menschlichen Gesellschaft!"

O Gott, wie diese Worte Fräulein Ida's Ohr berührten! Sie hatte niemals ähnliche Ansichten gehört und hätte auch nie geglaubt, daß man solche haben könne. Eine Weile wußte sie überhaupt nichts zu antworten. Doch weil sie sich auch nicht so ergeben wollte, sagte sie mit weinerlicher Stimme: